

No risk, no fun?

Sie gehen keine Risiken ein. Die Freitaucherin Betti Wolfer, der Boxer Matthias Luchsinger jr. und die Abenteurerin Beatrice Fischli sind davon überzeugt, dass sie alle Gefahren im Griff haben. Es gibt viele Gründe, warum sie und unzählige Andere immer extremere Abenteuer bestehen wollen. Ein Erklärungsversuch und drei Porträts. [Text: Esther Güdel; Fotos: Geri Krischker]

Das Leben ist gefährlich. Überall lauern Gefahren, die es kosten könnten. Umweltkatastrophen, Krisen und politische Unruhen sind omnipräsent. Doch diese Bedrohungen scheinen nicht real, beunruhigen zwar, bieten aber wenig «Thrill». Denn der Kampf ums Überleben scheint fern und Lebensziel ist, es schön spannend zu gestalten. Der Soziologe Gerhard Schulze prägte 1992 den Begriff «Erlebnisgesellschaft». Der grösste Hunger, also die Grundbedürfnisse des Menschen, seien gestillt und das zentrale Anliegen nun, ein interessantes Leben zu führen, reich an Erlebnissen. Dabei entstehe eine Gier nach immer intensiverem Erleben. So wie jeder Extrem-Marathonläufer einmal ein Freizeitjogger war.

Hauptsache, es tut weh

Abenteurer allüberall. Das Tram schlängelt sich durch den Grossstadt-Dschungel – der Versicherungsangestellte trägt eine himalaya-taugliche Trekking-Jacke über dem Anzug. Canyoning oder doch lieber Fallschirmspringen? Wenn eine Firma ausfliegt, wird's oft (kalkuliert) rasant – dank Gruppendynamik seilt sich auch der un-sportliche 60-jährige an der Steilwand ab. Der bekannte Moderator ist dann mal weg, quält sich den langen Jakobsweg bis ins Basenland und schreibt darüber einen Bestseller. Das Abenteuer ist zur Industrie geworden und der Markt hart umkämpft – doch was treibt Menschen dazu, Leben oder zumindest Gesundheit bei immer extremeren Sportarten wie Apnoetauchen oder Buildering (Gebäudeklettern) aufs Spiel zu setzen? Warum bringt erst die körperliche und geistige Grenzerfahrung Befriedigung, Freude und Erfüllung? Warum brauchen manche Menschen Schmerzen, um sich lebendig zu fühlen? Das Kind auf dem Spielplatz, das immer höher schaukelt und der Bungee-Jumper, der von der Staumauer springt – beide suchen das eine: den «Thrill», in dem sich Angst und Lust mischen.

Hormone und das nötige Kleingeld

Die Angstlust und ihre Ursachen wurde vom ungarischen Psychologen Michael Balint untersucht. Gefahr von aussen und ein ab-

sichtliches in Kauf nehmen derselben sowie die Zuversicht, dass schliesslich doch alles gut werde, seien die Merkmale dieses Bewusstseins-Zustandes. Wer seine Angst überwindet, kann viel gewinnen. Vertrauen in die eigene Kraft und die Gewissheit, auch schwierige Situationen unter Kontrolle zu haben. Körperliches Handeln wirkt der Kopflastigkeit des Alltags entgegen, zudem werden mit vielen riskanten Aktivitäten die Grenzen des Körpers gesprengt. Sei es durch ungewohnte Bewegungen wie den freien Fall oder die Ausschüttung körpereigener Hormone und Opiate. Und: Gefahr als Hobby ist ein Statussymbol, das sich nicht jeder leisten kann. Beinahe 8000 Pfund Sterling kostet die Teilnahme an der Tour d'Afrique, einer Bike-Tour längs durch Afrika, welche auf der Veranstalter-Website als «episches Abenteuer für unerschrockene Menschen mit starkem Willen» angepriesen wird.

Von Helden und anderen

Selbsterfüllung, Kontrolle und Prestige – nur wer Risiken eingeht, scheint gewinnen zu können. Denn jene, die auf dem Sofa hocken bleiben, sind Langweiler. Der französische Extrembergsteiger Eric Escoffier beschreibt die belebende Wirkung des Abenteuers so: «Besser zwei Minuten wie ein Löwe leben, als sich wie ein Tier, das immer nur schläft, durch ein langes Leben quälen.» Escoffier, übrigens durch die Folgen eines Autounfalles halbseitig gelähmt, ist seit mehr als zehn Jahren im Himalaya-Massiv verschollen. Nicht alle Helden von heute aber riskieren Leib und Leben einzig dafür, sich selbst zu feiern. Es gibt sie noch, die «richtigen» Helden wie Chelsey «Sully» Sullenberger, der den Hudson River als Landepiste brauchte und damit über 150 Menschen das Leben rettete. Oder Lotti Latrous die ihr privilegiertes Leben im Luxus aufgab um sich in den Slums von Abidjan für Kranke und Waisen zu engagieren. Wäre «Sully» samt seinen Passagieren ertrunken oder verbrannt oder «Madame Lotti» ausgeraubt und demoralisiert – wer weiss, niemand würde von ihrem Mut sprechen. Vielleicht würde es heissen «Die haben zu viel gewagt» oder «Selbstüberschätzung!», vielleicht würde vergessen, dass es Mut zum Risiko braucht, um Heldentaten zu vollbringen.

«Wer eine solche Tour mitmacht, kommt an seine Grenzen. Psychisch, physisch und sozial.»

Beatrice Fischli, Abenteurerin



Das Risiko Selbstüberschätzung

Höhenkrankheit, Erschöpfung, Hämorrhoiden – geht gesundheitliche Risiken ein, wer mit Beatrice Fischli reist? Stammeskonflikte, Gerölllawinen, Versorgungsengpässe – kann auch vorkommen. Wer mit Beatrice Fischli reist, sucht das Abenteuer, dies jedoch gut geplant. Denn die 38-jährige Glarnerin bereitet sich minutiös auf die Reisen vor, kennt Land, Leute und Kultur. Sie bereist mit ihren Reisegruppen im Auftrag eines spezialisierten Anbieters Madagaskar, Pakistan und das Himalaya-Gebiet. Da wäre zum Beispiel die K4 Expedition von Kirgistan nach Kathmandu beim Heiligen Berg Mount Kailash vorbei – davon 1100 Kilometer per Bike. «Wer eine solche Tour mitmacht, kommt an seine Grenzen. Psychisch, physisch und sozial», sagt Beatrice Fischli. Er verzichtet über Wochen auf ein eigenes Klo, übel bei Durchfall. Ist sogar nachts auf Tuchfühlung mit einer bunt zusammen gewürfelten Gruppe Fremder auf engstem Raum und hat vielleicht das Einsehen, dass er schlicht und einfach zu wenig trainiert hat. Für diese Strapazen blättert er viel Geld hin: die fünf-wöchige K4 Expedition kostet gut 9000 Franken. Doch die Belohnung am Ziel der Reise ist gross, der Triumph süß – die eigenen Grenzen sind gesprengt. Beatrice Fischli trägt als Leiterin die Verantwortung und muss ihre Gruppe wieder gesund nach Hause bringen. Ein unkalkulierbares Risiko? «Bedingt. Das grösste Risiko ist, dass die Leute meine Empfehlungen ignorieren und sich unnötiger Gefahr aussetzen.» Sie selbst verbringt ihre Ferien am liebsten in der Schweiz.

«Ich werde eins mit dem Wasser und lasse den Alltag weit hinter mir.»

Betti Wolfer, Freitaucherin



Das Risiko Angst

Betti Wolfer, eine der besten Schweizer Frei- oder Apnoetaucherinnen, kennt keine Angst. «Fürchte ich mich trotzdem, so verdränge ich den Gedanken», sagt die 33-jährige kaufmännische Sachbearbeiterin, die in Adliswil wohnt. Denn sie weiss: Angst ist das grösste Risiko. Angst lässt sie unüberlegt handeln. Und dies kann sie sich in der Tiefe nicht leisten. Nach einem Verkehrsunfall suchte Betti Wolfer Schwerelosigkeit im Element Wasser und entdeckte ihr Talent, nur mit der eigenen Atemluft zu tauchen. «Ich werde eins mit dem Wasser und lasse den Alltag weit hinter mir», beschreibt sie die Gefühle während eines Tauchganges. Um frei zu tauchen, atmet Betti Wolfer etwa zwanzig Sekunden lang ein. Sind die Lungen gefüllt, geht's in die Tiefe, nach etwa fünfzehn Metern erreicht sie den «freien Fall» und lässt sich hinabgleiten – bei angehaltenem Atem. Der Sauerstoffgehalt im Blut sinkt, der Kohlendioxidgehalt steigt; Ohnmacht und der Drang, einzuatmen können fatale Folgen sein. In wenig mehr als zwei Minuten tauchte Betti Wolfer über vierzig Meter tief und schwamm danach gegen die Schwerkraft hoch. Sie stellte damit einen Schweizer Rekord im Freitauchen ohne Flossen auf. Die Taucherin sagt, dass es gefährlicher sei, eine Strasse zu überqueren als zum Beispiel im Blue Hole im ägyptischen Dahab – ihrem Lieblings-spot – etliche Meter ins Meer hinabzugleiten. Mag sein, aber das Freitauchen ist noch immer eine Aussenseitersportart und ihr Umfeld reagiert teils mit Kopfschütteln. Übrigens: Wenn sich Betti Wolfer unter Wasser fürchtet, dann nicht davor, den Druckausgleich nicht zu schaffen, sondern vor «Haien und so», wie sie sagt.



Das Risiko Verletzung

«Ich denke fast immer ans Boxen.» In Gedanken absolviert Matthias Luchsinger jr., 18, so manchen Kampf und geht Schläge und Positionen durch. Der Maurerlehrling und Boxer in der Klasse Junioren-Halbschwergewicht übt diesen Sport seit zweieinhalb Jahren aus. Am Boxen gefällt ihm, dass es «der sauberste Kampfsport mit richtigen Regeln» ist. Etwa einmal im Monat kämpft Matthias Luchsinger jr. an einem Meeting. Er freut sich darauf, wenn er endlich, als Erwachsener, an Meisterschaften teilnehmen kann und wünscht sich, irgendwann so erfolgreich zu sein wie sein Idol Vladimir Klitschko. An Kraft, Schnelligkeit, Kondition und Explosivität arbeitet er beinahe jeden Tag. Im Boxclub Zürich wird er von seinem Vater Matthias Luchsinger, der früher selbst geboxt hat, trainiert. Doch wie bereitet er sich auf die Konfrontation mit einem Gegner, einem unkontrollierbaren Risiko, vor? «Das beginnt schon vor dem Kampf, im Training.» In zahlreichen Sparringsrunden gegen Klubkameraden versucht man sein eigenes Kampfkonzept immer mehr zu festigen und geht alle Schlagkombinationen an den Pratzen und am Sandsack durch. Ohne gute Vorbereitung sollte man nämlich nie einen Kampf bestreiten. Vier mal zwei Minuten dauert ein Kampf bei den Junioren; während dieser Zeit darf die Aufmerksamkeit keine Sekunde lang nachlassen, aber das Wichtigste sei, eine bessere Kondition als der Gegner zu haben. Aber passieren, so Matthias Luchsinger jr., könne sowieso nicht viel, «der Ringrichter kontrolliert ja den Kampf und zählt sofort an, wenn ein Boxer angeschlagen ist durch einen Wirkungstreffer». Er hat sich noch nie grösser verletzt und Angst habe er eigentlich keine, aber «wenn der Kampf nicht gut läuft, dann scheinen die zwei Minuten, die er dauert, eine Ewigkeit zu sein».

«Wenn der Kampf nicht gut läuft, dann scheinen die zwei Minuten, die er dauert eine Ewigkeit zu sein.»

Matthias Luchsinger jr., Boxer